Indiana Tribüne.

Tägliche- und Sonntagsausgabe.

Office: 120 O. Marylandstr.

Indianapolis, Ind., 1. August 1883.

Aus dem Leben einer Missionärin.

Fräulein Harriett Phillipps in Philadelphia begab sich, damals fast noch ein Kind, bei Ausbruch des Rebellionskrieges auf den Kriegsschauplatz und hat im Verlaufe des Krieges als Krankenwärterin unendlich viel Gutes gewirkt. Seit Beendigung des Krieges ist sie als Missionärin unter den Farbigen im Süden und den Indianern im Westen thätig gewesen und kürzlich zu einem vorübergehenden Besuche in ihre Vaterstadt zurückgekehrt. Einer Vorlesung, welche sie Ende voriger Woche über ihre Erlebnisse und Erfahrungen gehalten, entnehmen wir einige kleine, aber characteristische Züge.

„Während ich einer Schule für farbige Kinder im Süden vorstand, hatte ich namentlich unter den Anfeindungen und Verfolgungen der Kukklux zu leiden. Häufig fand ich früh einen Sarg vor der Thüre des Schulhauses, oder ein Gerippe gegen die Thür lehnend und an der Thürklingel festgebunden. Ich folgte daher gern einem Rufe, unter den Chippewas am Superiorsee als Missionärin zu wirken, konnte hier das Klima nicht vertragen und wurde der chinesischen Mission in San Francisco zugetheilt. Meine Thätigkeit unter den Indianern war trotz meiner Kränklichkeit von Erfolg begleitet gewesen, und so konnte ich mich, so lieb mir das Werk unter den Chinesen geworden, schließlich der Aufforderung nicht entziehen, meine Dienste den Pueblos zu widmen. Ich habe dies sowohl in New Mexico, als in Arizona gethan.

Die Kinder dieser Indianer sind durchweg gutartig angelegt und erleichtern dem Lehrer seine Aufgabe schon insofern, als sie nichts von den kleinen Bosheiten und, sozusagen, Teufeleien wissen, denen wir in den Schulen der civilisirten Weißen mehr oder weniger begegnen. Die jungen Indianer fassen leicht auf, lernen schnell und sind moralischen Einflüssen gerade so zugänglich, wie andere Kinder, sie haben nichts von der Verschlossenheit und Einsilbigkeit an sich, welche der erwachsene Indianer wenigstens im Verkehre mit Weißen, anzunehmen liebt, sind im Gegentheile zu Scherzen aufgelegt, ohne daß sie allzu leicht in Ausgelassenheit verfallen.

Ich habe natürlich mancher Gefahr in's Auge gesehen, bin aber nie so nahe daran gewesen, die Geistesgegenwart zu verlieren, wie vor ein paar Jahren. In der Schule, der ich jetzt noch vorstehe, waren einige 30 indianische Kinder versammelt, als ein riesiger Apache im Kriegsschmucke und mit den Kriegsfarben bemalt in das Zimmer trat, sich neben mir aufstellte und, ohne ein Wort zu sagen, die Gesichter der Kinder musterte. Der Vater eines dieser Kinder hatte, wie ich später erfuhr, einen Bruder des Indianers getödtet und dieser hatte möglicher Weise die Absicht, sich durch dieses Kind an dem Mörder seines Bruders zu rächen. Es war gerade Mittagszeit, und ich sagte den Kindern, sie möchten sich nach dem Speisesaale begeben. Hierauf lud ich den Indianer, wie ich dies immer thue, zur Theilname an unserer Mahlzeit ein und derselbe folgte mit mir den Kindern und ließ sich an der Tafel an dem von mir angewiesenen Platze nieder, in der Musterung der Gesichter der Kinder fortfahrend. Neben sein Couvert legte er zwei geladene Revolver. Ich ersuchte ihn, die Waffen auf einen Fensterstock zu legen, er antwortete aber blos mit einem unverständlichen Grunzen. In diesem Augenblicke setzte die Köchin einen Teller Suppe und eine Tasse Kaffee vor dem Indianer auf den Tisch. Ich bedeutete sie, die Speisen wieder hinwegzunehmen, unser Freund werde nichts zu essen bekommen, wenn er nicht vorher die Waffen entferne. Zitternd gehorchte die Köchin; der Indianer schaute mir mit funkelnden Augen in's Gesicht, erhob sich aber und legte, ohne ein Wort zu äußern, die Revolver auf das Fenster. Dann ließ er sich die Suppe und die übrigen Speisen trefflich munden, erhob sich, steckte die Revolver ein und verschwand schweigsam, wie er gekommen. Das Kind des Mörders seines Bruders befand sich damals in der Schule, ob er dasselbe nicht erkannt hat, oder ob mildere Regungen bei dem Anblicke der Kinder in sein Herz gezogen, kann ich nicht sagen.

Ich hatte diese Geschichte unter so vielen anderen Erfahrungen vergessen und befand mich vor einigen Wochen auf der Reise nach meiner Vaterstadt. In Santa Fe hatte ich frühzeitig in einem Wagen der Eisenbahn Platz genommen und musterte die Leute auf dem Perron. Da stieß plötzlich ein Apache einen Freudenschrei aus, sprang über die Schienen, in meinen Wagen und stellte sich mir als unser ehemaliger Mittagsgast vor. Er sagte, er habe bei jener Gelegenheit gesehen, daß ich ein tapferes Herz habe und müsse mich mit seinen Freunden bekannt machen. Er verließ den Wagen und kehrte mit 9 Apachen zurück, die mir auf's herzlichste die Hand schüttelten. Meine Hand ist weder klein, noch zart und an hartes Zugreifen gewöhnt, als sie aber die Händedrücke dieser 9 Krieger durchgemacht hatte, war es mir doch zu Muthe, als wäre dieselbe in ebenso viel Schraubstöcken eingepreßt gewesen. Der Zug setzte sich bald darauf in Bewegung, und dieser Umstand machte es mir unmöglich, meinen alten Freund nach seinen ursprünglichen Absichten bei seinem Besuche der Schule zu befragen. Meine gegenwärtige Collegin, Fräul. Vorback, eine vortreffliche Lehrerin, ist so muthig, wie nur Jemand sein kann und würde mir in jeder äußersten Gefahr treu zur Seite stehen, kann aber einer gewissen Nervosität im Umgange mit erwachsenen Indianern nicht Herrin werden. Damit wir wenigstens nicht schlafend überfallen und dann scalpirt werden, verbaricadirt sie die Thüre des Schulhauses — eines Adobegebäudes — mit Tischen und Stühlen und pflanzt auf den obersten derselben ein paar große Blechschüsseln, die einen Heidenlärm machen würden, wenn die Thüre aufgebrochen werden sollte. In einer der letzten Nächte vor meiner Abreise entstand richtig ein Gepolter, als ob das ganze Haus zusammenstürze. Wir waren im Augenblicke aus den Betten und in den Kleidern, räumten Tische und Stühle hinweg und öffneten. Ein harmloser Indianer hatte ziemlich heftig an der Thür gerüttelt, der uns seine zwei Kinder aus einer Entfernung von mehr als 100 Meilen herbeibrachte und sie in unsere Obhut zu nehmen bat. Die schlechten Wege während des letzten Theils der Reise und die Ermüdung der Kinder, die er tragen mußte, hatten sein Eintreffen verspätet. Als der Mann am andern Morgen von seinen Kindern Abschied nahm, machte er nichts weniger als den Eindruck eines Wilden.

Die Indianerkinder gewöhnen sich schnell an die Kleider, die wir ihnen gegeben, nur sind die Knaben sehr schwer daran zu gewöhnen, daß sie die Kleider am Abend ausziehen; sie legen sich alle mit den Kleidern in's Bett.

Die Mädchen haben ungewöhnliches Geschick für weibliche Handarbeiten und verwenden ihre Fertigkeit auch mit Vorliebe dazu, indianische Kleider netter und schöner herzustellen, als dies von ihren Müttern geschieht."

In San Francisco ist ein Schwede vom Aussatze befallen worden; er ist ein Matrose und hat die Krankheit von China mitgebracht.

Hetzereien an der Grenze.

Zwei Ereignisse, die kürzlich in Mexico vorfielen, haben der Grenzpresse in beiden Ländern Gelegenheit gegeben, Amerikaner und Mexicaner gegen einander zu hetzen. In dem einen Falle wurde ein Mexicaner auf der Fahrt nach Monterey bei Bustamenta von der Eisenbahn abgesetzt, weil er einen ungültigen Fahrschein vorzeigte. Kurz darauf fand man seine Leiche, und nun entstand eine solche Erbitterung gegen die Beamten des betreffenden Zuges, daß diese es für gerathen hielten, nach Texas zu fliehen. Die an ihre Stelle getretenen Beamten wurden durch den Pöbel vom Zuge gerissen und eingesperrt, die Bahngesellschaft war indessen klug genug, die Hilfe der Ver. Staaten nicht anzurufen, sondern sich mit den mexicanischen Behörden zu verständigen. Erinnerlich ist ferner noch die Geschichte von dem Stellvertreter des amerikanischen Consuls in Monterey, der von einer Bande überfallen und mißhandelt wurde. Da in letzterem Falle die Banditen auch die Möbeln im Consulate ohne sichtbare Veranlassung zertrümmerten, so behaupten texanische Zeitungen, daß es sich nicht um einen gewöhnlichen Raubanfall, sondern um einen Angriff auf die amerikanische Regierung gehandelt habe. Die Mexicaner, heißt es weiter, die am Vorabend einer neuen Präsidentenwahl stehen, seien sehr erregt. Diaz findet heftige Gegnerschaft auf den Grund hin, daß er das Land an die Amerikaner verkauft habe. Hinter diesen seinen offenen Feinden verbergen sich die durch hohe Zölle geschützten Fabrikanten, welche von einer näheren Verbindung mit den Ver. Staaten Schlimmes für ihre Sonderinteressen befürchten und deshalb ihren Arbeitern einreden, daß die Ausdehnung des Eisenbahn-Netzes die schließliche Angliederung Mexico's an das Nachbarland zur Folge haben müsse. Auf diese Weise wird hinüber und herübergehetzt, daß man meint, die beiden Nationen müßten jeden Augenblick übereinander herfallen.

Thatsächlich existirt die Feindschaft zwischen den beiden Republiken fast nur in den Grenzgebieten desselben. Es giebt unzweifelhaft viele Mexicaner, die am liebsten über die Amerikaner herfallen möchten, aber die Behauptung, daß die ganze mexicanische Nation oder nur der größte Theil derselben diese Gefühle theile, ist nach Berichten unparteiischer Beobachter vollständig aus der Luft gegriffen. Die Bevölkerung Mexico's ist bekanntlich sehr gemischt. Zu zwei Dritteln ungefähr besteht sie aus reinen Indianern oder Azteken, und diese Classe, obwohl die ungebildetste und ärmste von allen, ist jedenfalls die harmloseste. Am gefährlichsten sind die Mischlinge oder Mestizen. Auch unter ihnen giebt es viele anständige, gebildete und friedliebende Leute, aber der Mehrheit nach haben sie nur die Laster, und nicht die Tugenden beider Rassen geerbt. Die Vaqueros, hierzulande Cow Boys genannt, die Vagabunden, Raufbolde und Straßenräuber, die Lumpen in Stadt und Land sind fast durchgängig Mischlinge. Bekannt ist der barbarische Geschmack dieser Leute für große Messingknöpfe, riesige silbereingefaßte Sombreros und bunte Schärpen, auf die sie den größten Theil ihres Einkommens verwenden. Die Weißen sind meist Capitalisten und lassen sich in ihrer Stimmung gegen Amerika lediglich durch capitalistische Rücksichten beeinflussen.

Es ist eine, wenn nicht wunderbare, so doch bemerkenswerthe Erscheinung, daß sich das Gesindel in Mexico gerade so an der Grenze am wohlsten fühlt, wie in den Ver. Staaten. Die große Entfernung von der Centralregierung und der Civilisation begünstigt die Gesetzlosigkeit, unter der diese Classe selbstverständlich am besten gedeiht. Von der äußersten nördlichen Grenze Dakota's bis zur äußersten südlichen Grenze von Texas und von der Mündung des Rio Grande bis zu der San Diego-Bucht ist der amerikanische Grenzstrolch anzutreffen. Der mexicanische tritt nur da auf, wo er verwandte Charaktere auf der anderen Seite findet, d. h. an der Grenze gegen die Ver. Staaten.

Natürlich besteht ein besonders grimmiger Haß zwischen diesen Zierden der Grenze. Der amerikanische Cowboy und der mexicanische Vaquero gönnen sich gegenseitig die Sonne nicht, und weiterhin dehnen sie diese edlen Gefühle auf alle Landsleute der Verhaßten aus. Wohl schlummert noch eine gewisse Feindseligkeit gegen alles Amerikanische in den unteren Classen Mexico's, aber zu heftigem Ausbruch kommt sie nur an der Grenze. Als die Eisenbahn in Sonora gebaut wurde, ließen sich trotz der größten Vorsicht und Klugheit Reibungen mit den Umwohnern nicht vermeiden. Sonora grenzt an Arizona, ein Territorium, dessen Raufbolde und Revolverhelden hinter den mexicanischen schwerlich zurückstehen. In Chihuahua, das mit Ausnahme einer kurzen Strecke am Rio Grande durch eine 80 Meilen breite Wüste von New Mexico getrennt ist, herrschte schon eine viel bessere Stimmung. New Leon und Tamaulipas, die Stätten der oben erwähnten Vorfälle, liegen an jenem Theile der texanischen Grenze, an welchem fast alljährlich förmliche Schlachten zwischen Strolchen aus beiden Ländern vorkommen. Im Innern ist die Bahn bis jetzt noch auf keine nennenswerthen Schwierigkeiten gestoßen, und es wäre ja auch lächerlich, wenn man von den Vorfällen an der Grenze auf den Character des ganzen Volkes schließen wollte. Das wäre gerade so thöricht, als wenn Jemand die amerikanische Nation nach dem beurtheilen wollte, was an den Ecken von Arizona, Kansas, New Mexico oder Texas vorgeht. Zu bedauern ist es, daß sich die Zeitungen auf beiden Seiten der Grenze dazu hergeben, den Haß noch anzustacheln, statt dem Gesindel gegenüber mit Nachdruck für die Aufrechterhaltung des Friedens einzutreten. Ein Krieg gegen Mexico würde außerhalb der Grenzstaaten entschieden gemißbilligt werden. Er wird ohne Zweifel die Interessen von Speculanten und Abenteurern fördern und vielleicht auch unseren Länderbesitz vergrößern, die Wohlfahrt des Volkes aber nach keiner Richtung hin erhöhen.

Cetewayo

Der ehemalige König der Zulu-Kaffern hat in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit nicht nur in Afrika, sondern auch in Europa und Amerika so wiederholt und in so hohem Grade auf sich gezogen, daß nach seinem durch den Telegraphen berichteten Tode ein kurzer Rückblick auf sein Leben wohl am Platze ist. Sir Theophilus Shepstone ergriff im Jahre 1877 von der südafrikanischen Bauern- — Boeren — Republik Transvaal Besitz. Diese Usurpation bemäntelte die britische Regierung damals mit dem Vorwande, die Verwaltung der Republik sei so schlecht, daß die freien Bauern holländischer Abkunft die britische Oberherrschaft mit Jubel begrüßten. Ohne irgend welchen Schein Rechtens drangen die Briten auch in das Land der Zulus vor, denn die Behauptung, die Sicherheit der Boeren verlange die Vernichtung der einzigen organisirten Nation von Eingeborenen in jenem Theile Afrika's war so hinfällig und haltlos, daß sie nicht einmal als Vorwand dienen konnte. Dieses ungerechtfertigte Vorgehen der Briten hatte den Krieg mit Cetewayo zur Folge, welcher die britische Regierung über £5,000,000 und die Armee zahlreiche wackere Soldaten kostete Am 11. Januar 1879 überschritt Lord Chelmsford mit seinen Truppen die Grenze des Zulu-Landes und ihm stand Cetewayo mit 40,000 Mann, allen waffenfähigen Männern der Nation, gegenüber.

Bei Isandula überfielen die Zulus einen britischen Munitionstrain mit starker Bedeckung, drangen trotz des dichtesten Kugelregens vor und tödteten mit ihren Assegais 30 Officiere und 500 Mann von der englischen und 70 Mann von der Colonial-Armee. Am 17. Febr. trafen im Lager des Col. Wood zwei Abgesandte Oham's, eines Halbbruders Cetewayo's, ein, welche vermittelten, daß sich Oham mit 300 Mann den Engländern anschloß. Cetewayo setzte den Kampf energisch fort und brachte den Briten wiederholte Niederlagen bei. Als Retter in der Noth wurde Sir Garnet Wolseley auf den Kriegsschauplatz beordert und dieser schlug bei Ulandi Cetewayo vollständig auf's Haupt. Der Letztere floh, wurde eingeholt und gefangen und nach Cape Town gebracht, wo er über ein Jahr als Staatsgefangener gehalten wurde. Eine Episode aus dem Kriege gegen die Zulus, der Tod des Prinzen Louis Napoleon, ist noch in frischer Erinnerung. — Cetewayo wurde auf einem britischen Kriegsschiffe nach England gebracht, sowohl der Königin, als dem Parlamente vorgestellt, war eine Zeitlang in der britischen Hauptstadt der Löwe des Tages und wurde reich beschenkt mit der Versicherung zu seinen Zulus zurückgeschickt, daß England keine Einwendung dagegen erhebe, daß er wiederum den Thron besteige. Dieser war inzwischen von Oham usurpirt worden und in dem Kriege, der sich zwischen seinen und Cetewayo's Anhängern entspann, hat der Letztere seinen Tod gefunden.

Der Verstorbene war nicht nur der schönste Mann unter den Zulus, sondern zeichnete sich auch durch Intelligenz, eine gewisse Würde und gleichzeitig durch ein höchst einnehmendes Benehmen aus, für einen Zulu jeder Zoll ein König. Er sorgte für strenge aber durchaus unparteiische Handhabung des Rechts, war jedem seiner Unterthanen zugänglich und hat Fremden stets die größte Gastfreundschaft erwiesen. Im Privatleben mäßig und einfach besaß er in jedem der verschiedenen militärischen Kraals eine Residenz, die nach europäischem Muster erbaut, aber innerlich höchst einfach nur mit Erzeugnissen der einheimischen Industrie ausgestattet war.

In jeder dieser Wohnungen befand sich eine Art Thronsessel, der aus einem starken Baumstamme ausgearbeitet war; jeder dieser Sessel beweist durch die künstlerische Bildhauer- und Drechslerarbeit, die ihn schmückt, daß die Zulus auf diesen Gebieten eine bedeutende Kunstfertigkeit besitzen. Die Frauen Cetewayo's bewohnen getrennte Wohnungen und jede derselben ist von einer Anzahl eingeborener Mädchen — ihren Hof- oder Ehrendamen — umgeben. Der einzige Luxus, den sich der König gestattete, bestand aus seiner Leibgarde, die ihn stets umgab. Er war ein leidenschaftlicher Jäger und lag diesem Vergnügen täglich von früh 6 bis 10 Uhr ob. Dann ging es an die Erledigung der Regierungsgeschäfte oder der Rechtsprechung in wichtigen Angelegenheiten. Das sogenannte „Kaffern-Bier" war Cetewayo's Lieblingsgetränk, es ist leicht berauschend und hat in dieser Beziehung mit unserm Lagerbier Aehnlichkeit. Die Zulus kannten kein anderes berauschendes Getränk, bis die Weißen den Rum einführten. Dieser hat auf die Eingeborenen einen ähnlichen Einfluß gehabt, wie der Whisky auf die Indianer, und Cetewayo hatte den Handel damit verboten. Eine Eigenthümlichkeit des Königs bestand noch darin, daß er, so oft ein Zulu eines groben Verbrechens überführt war, sein Urtheil mit den Worten begann: „Der Angeklagte gehöret nicht zu meinem Volke, ein Zulu ist eines derartigen Verbrechens nicht fähig."

Ein Geheimniß.

In dasselbe Dunkel, welches die „Eiserne Maske", jenen geheimnißvollen Staatsgefangenen aus der Regierungszeit Ludwig's XIV. noch heute umgiebt, hüllt sich seit 10 Jahren eine Familie in Omaha, Nebr., freiwillig. Zu jener Zeit kaufte ein Unbekannter im südlichen Theile der Stadt einen umfangreichen Bauplatz, errichtete darauf ein geräumiges Landhaus und verschwand. Kurz darauf war das Haus zur Nachtzeit von einem Mann und einer Frau bezogen worden und diese wohnen daselbst, ohne daß sie bisher irgend einem Menschen zu Gesichte gekommen sind. Die Thüren und Fenster des Hauses sind wenigstens am Tage stets hermetisch verschlossen. Ein Productenhändler in Omaha wurde durch einen Brief ersucht, die erforderlichen Nahrungsmittel an Fleisch, Brot, Gemüsen, Colonial- und Materialwaaren in einer bestimmten Nacht in dem Hause abzuliefern. Derselbe bringt seitdem allwöchentlich die Waaren an ein Fenster der Rückwand des Hauses, dort werden sie von unsichtbaren Händen in Empfang genommen, worauf die Bezahlung und die Bestellung für die nächste Lieferung, letztere schriftlich, erfolgt. Den Leuten wurden in diesen zehn Jahren 7 Kinder geboren; der Arzt, der in jedem derartigen Falle seinen Beistand leistete, hat die Frau und den Mann blos maskirt gesehen und für seine Dienste jedes Mal $25 erhalten.

Als der Mann und die Frau vor 10 Jahren ankamen, brachten sie unter einem großem Vorrathe von Möbeln und Haus- und Wirthschaftsgeräthschaften auch zwei elegante Särge mit. Nach der Geburt jedes Kindes langte ein weiterer Sarg, groß genug, um einen Erwachsenen aufzunehmen, aus dem Osten an und wurde in einem besonderen Zimmer neben den übrigen Särgen aufgestellt. Der Wunsch, etwas Näheres über diese sonderbare Familie zu erfahren, hat mitunter zu den abenteuerlichsten Versuchen geführt, unter irgend welchen Vorwänden in das Haus zu gelangen, die jedoch sämmtlich erfolglos blieben.

Vom Inlande.

Der hochbetagte Farmer Robert Johnson bei Ottumwa, Ia., hat all' sein Eigenthum bei Lebzeiten unter seine Kinder vertheilt und denselben gerichtlich überschreiben lassen. Seitdem wurde er von denselben so schlecht behandelt, daß er sich kürzlich mit Arsenik zu vergiften versuchte; der Mann lebt noch, hofft aber, daß ihn sein hohes Alter und die Nachwirkung des Giftes vom Leben befreien.

Prof. Holden hat, wie wir wiederholt erwähnt haben, während der Sonnenfinsterniß keinen Stern zwischen der Sonne und dem Mercur entdeckt, der möglicher Weise der Vulcan sein könnte. Der Astronom A. F. Goddard in Sacramento, Cal., schreibt jetzt, der Prof. M. Trauvelot von Paris habe während der erwähnten Finsterniß einen Stern von 4½ Größe zwischen der Sonne und dem Mercur wahrgenommen, welcher doch vielleicht mit dem „Vulcan" benannten Planeten identisch sei; die Debatte über die Frage ist sonach noch nicht geschlossen.

Der 17jährige Thomas Larnard in Somerset, Windham Co., Vt., hatte kürzlich im Walde einen Bären gespürt und eine Falle aufgestellt. Als er dieser Tage nach solcher sah, war dieselbe sammt dem an ihr befestigten Klotze verschwunden und eine Blutspur führte in das Gebüsch. Thomas hatte keine Waffe bei sich, wollte aber durch Herbeiholen einer solchen keine Zeit verlieren, schnitt sich mit seinem Taschenmesser einen tüchtigen Knüttel ab und folgte, das Messer geöffnet in der Hand haltend, der Spur. Nachdem er eine Meile zurückgelegt hatte, sah er einen mächtigen schwarzen Bären gegen einen Baum gelehnt sitzen, die Falle noch an dem zerschmetterten Beine. Das Thier war augenscheinlich entkräftet und nicht mehr im Besitze seiner sonst so scharfen Sinne, denn es gelang Thomas, sich an dasselbe hinanzuschleichen und ihm das Messer hinter den Ohren in den Nacken, sodann aber in das Herz zu bohren.

Ed. Walter in Ottumwa, Ia., hatte dieser Tage einen Geschäftsgang zu besorgen, der ihn in die Nähe des Flusses führte; sein Hund, der ihn begleitete und in lustigen Sprüngen vorwärts- und zurücklief, kam plötzlich auf ihn zu, faßte ihn am Rocke und suchte ihn nach dem Flusse zu ziehen. Da Walter nicht schnell genug folgte, fing der Hund kläglich an zu heulen. Nunmehr lief der Mann schneller und fand einen fünfjährigen Knaben im Wasser, der von einem Floße gefallen war und sich mit dem letzten Reste seiner Kraft an einem Balken festhielt. Walter rettete den Knaben, das Kind eines ihm befreundeten Schweden, und der Hund war vor Freude außer sich.

Der See-Capitän D. C. Pierce in New York hat das Modell eines Oceandampfers construirt, welcher nicht sinken kann, feuerfest ist und im Stande sein soll, die Reise von New York nach Liverpool in fünf Tagen zurückzulegen. Das Schiff soll gänzlich aus Stahl hergestellt werden und zwei Schrauben und vier Dampfmaschinen zu je 5000 Pferdekräften erhalten. Sämmtliche Wände des Schiffes bestehen aus doppelten Stahlplatten mit wasserdichten Zwischenräumen; dasselbe soll 5,200 Tonnen Gehalt und Raum für 500 Passagiere erster, 150 zweiter und 2,000 dritter Classe erhalten.

Die Academie der Wissenschaften in München hat den Professor Marsh an der Yale Universität zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. Es geschah das seiner großen wissenschaftlichen Verdienste wegen, welche er durch seine Ausgrabung vorweltlicher Säugethiere im Tertiärgestein an den Abhängen der Felsgebirge erworben hat (in Verbindung mit seinen Collegen Leidy und Cope). Diese drei sind gegenwärtig wohl die hervorragendsten Paläoetologen Amerikas, und man darf von ihnen behaupten, daß sie den ganzen Stammbaum der Säugethiere vervollständigt und die Abstammung der Vögel von den Lurchen (Amphibien) vollends bewiesen haben. Das naturwissenschaftliche Museum der Sheffield-Schule in New Haven ist durch sie wohl das reichste in der Welt geworden.

Ein Missionär redete kürzlich einem Apachen in's Gewissen, von dem seine Stammesgenossen behaupten, er habe seine Mutter, sein Weib und sein Kind getödtet. Der Apache sagte: „Getödtet habe ich sie, aber ich konnte nicht anders; meine Mutter war zu alt und mein Weib zu krank, um zu arbeiten, und das Kind schrie so laut, daß ich nicht schlafen konnte."

In Long Branch begab sich dieser Tage eine reiche junge Dame aus dem Ankleide-Zelte in Tricots nach dem Badestrande; sie wurde höflichst ersucht, zunächst einige Veränderungen an ihrem Bade-Anzuge vorzunehmen und kehrte, hold lächelnd in ihr Zelt zurück.

Vorige Woche stürzte bei Santa Barbara, Cal., die Postkutsche in einen 200 Fuß tiefen Abgrund. Den Passagieren und dem Kutscher gelang es im letzten Augenblicke von dem Wagen zu springen und sie kamen mit leichten Verletzungen davon; die vier Pferde waren augenblicklich todt.

In Sacramento, Cal., veranstaltete dieser Tage Dr. Hicks ein Wettfahren und hierbei legte ein von ihm selbst kutschirtes noch nicht volle 14 Monate altes Füllen die Viertelmeile in 46 Secunden zurück. William Todhunter von Washington in Yale Co., Cal., kaufte das vielversprechende Thier für $600.

Die namentlich in den Neuengland-Staaten sehr verbreitete Familie Dickinson hält am 8. August d. J. in Amherst, Mass., einen Familientag ab; an diesem Tage hat sich vor 223 Jahren Nathaniel Dickinson, der Stammvater dieses Zweiges der Familie, in Hadley, Mass., niedergelassen.

Die Indianer in Nevada und Utah brauchen den Aufguß von den Blättern eines Strauches, den sie Tempah nennen, als ein anregendes Getränk, die weißen Bergleute als blutreinigend, und die letzteren versichern, dasselbe habe mit dem Absud chinesischen Thees außerordentliche Aehnlichkeit.

Von dem Bierconsum während des Buffaloer Sängerfestes giebt die Thatsache einen Begriff, daß allein von den dortigen Brauern in der Festwoche 2130 Faß Bier mehr verkauft worden sind, als in der entsprechenden Woche des Vorjahres. Ein dortiges deutsches Blatt macht dazu folgende Bemerkungen: „Das Faß zu 31 Gallonen geschätzt, würde Obiges 66 030 Gallonen ausmachen und 16 Glas auf die Gallone gerechnet, wären 1,050 480 Glas Bier verzapft worden. Zu 5 Cents das Glas, wären im Ganzen $52,824 mehr für Bier ausgegeben worden, als unter gewöhnlichen Verhältnissen. Dazu kommt noch die Masse Bier von auswärts, von Rochester, Niagara Falls u. s. w. Auch im Vertilgen von Wein, Selterswasser und dergleichen ist Außerordentliches geleistet worden, Die Bäcker, Metzger, Cigarrenhändler, die Grocers, die Hotels und viele andere Gewerbe hatten ebenfalls stark vermehrte Einnahmen, und wenn von den 30,000 Fremden jeder im Durchschnitt nur $10 hier ließ, so blieben $300,000 in der Stadt aus den Taschen der Festgäste."

Vom Auslande.

— Ein Magnaten-Duell, dessen Ursache ein Streit über den Darwinismus ist, dürfte jedenfalls zu den Seltenheiten gehören. Aus Pest wird gemeldet: Zwei junge Grafen, die Herren Theodor Andrassy und Paul Festetics, schlugen sich dieser Tage im Palais eines dritten auf Säbel. Der Zweikampf, der mit großer Erbitterung geführt wurde, endete mit der schweren Verletzung des Einen, eines noch jungen Landesvaters, dem Sohne eines wohl jetzt feiernden Staatsmannes, welcher die Geschicke der Monarchie leitete. Der junge Graf wurde, wie gesagt, schwer verletzt. Er trug einen tiefen Kopfhieb und einen Hieb auf den Nacken, der auch das rechte Ohr traf, davon. Sein Gegner, der Sohn eines vor Kurzem verstorbenen ehemaligen Ministers, erhielt blos eine sehr leichte Verletzung am Arme.

— Der Statthalter von Shanghai, Pao-ti, hat zum vergangenen chinesischen Neujahrsfeste ein Glückwunschschreiben an die Kaiserin-Regentin Tzu-Anu gerichtet. Wenige Tage nachher kam jedoch das Schreiben uneröffnet zurück. Auf eine diesbezügliche, an das Hof-Ceremonienamt in Peking gerichtete Anfrage erhielt der Statthalter die Auskunft, die hohe Frau habe deshalb sein Schreiben zurückgewiesen, weil das Couvert desselben ein wenig befleckt war. Pao-ti entschuldigte sich nun brieflich bei seiner Souveränin sehr ungeschickt, indem er darauf hinwies, daß er beim Schließen des Schreibens seinen befeuchteten Daumen etwas zu lange auf dem Couvert hielt, wodurch der Fleck entstanden sein mag. Nichtsdestoweniger wurde der Statthalter bald nachher verhaftet und wird wegen Majestätsbeleidigung vor das Gericht gestellt.

— Die türkische geheime Polizei von Pera hat sich unlängst einige arge Gelderpressungsversuche zu Schulden kommen lassen. Sie verfuhr dabei in etwa folgender Weise: Ein unglückliches Individuum, in der Regel ein ottomanischer Grieche, empfängt einen Besuch von Agenten der geheimen Polizei, welche ihm zu seinem großen Erstaunen eröffnen, sie seien unterrichtet worden, daß er ein Falschmünzer sei. Die augenblickliche Aufregung, die dem Erscheinen eines solch unwillkommenen Besuches zu folgen pflegt, benutzend, versteckt ein Polizeiagent einige falsche Goldmünzen, die er bei sich trägt, unbemerkt in einen Winkel. Der Angeschuldigte betheuert seine Unschuld, allein die Polizeiagenten lassen sich dadurch nicht beirren, nehmen eine Haussuchung vor und halten ihrem Opfer schließlich die Beweise seiner Schuld in der Gestalt der versteckten Münzen entgegen. Nachdem der angebliche Falschmünzer in das Gefängniß abgeführt worden, erhält seine Familie die Anzeige, daß er gegen eine gewisse Summe aus der Haft entlassen werden wird. Diese und andere ungewöhnliche Thatsachen wurden ermittelt bei einem vorläufigen Verhör einiger Mitglieder der geheimen Polizei, welche, wie hinzugefügt werden muß, erklärten, daß sie nur den Befehlen des Polizeichefs, Baury Pascha, Folge geleistet hätten. Man sprach von einem öffentlichen Processe, aber die Affaire dürfte wahrscheinlich vertuscht werden.

— Auf Kreta herrscht große Gährung und die Insel scheint am Vorabend eines allgemeinen Aufstandes zu stehen. Die Einwohner haben sich auf Vorschlag ihrer Vertreter in der Nationalversammlung geweigert, die Steuern zu zahlen. Der türkische Gouverneur Photiades Pascha hat auf Grund dieser Weigerung bei der Pforte angefragt, ob er nöthigenfalls die Truppen zur Eintreibung der Steuern verwenden soll. Bereits soll eine Erhebung in Sophia stattgefunden haben. Die Beziehungen zwischen dem Gouverneur und den Volksvertretern sind gänzlich unterbrochen.

— Ueber das Testament Chambords veröffentlicht der „Gaulois" folgende „authentische" Daten, welche dem Blatte angeblich aus vortrefflicher Quelle aus Wien zugegangen sind. Hiernach empfiehlt Graf Chambord in aller Form Gehorsam gegenüber dem Erben des französischen Thrones, Grafen von Paris. Gräfin Chambord ist Universalerbin; die Kunstsammlungen, historischen Papiere und die zur Auszahlung der bestehenden Pensionen nöthigen Gelder erhält der Graf von Paris. Diese Pensionen betragen, wie es heißt, über 250,000 Francs jährlich. Die Neffen und Nichten Chambords, sowie der König von Neapel erhalten jeder 50,000 Francs Jahresrente und nach dem Tode der Gräfin Chambord das entsprechende Kapital. Jeder der Prinzen des Hauses Frankreich erhält einen der dem Grafen Chambord gehörigen historischen Gegenstände als Andenken.

— Als neuester der bereits bestehenden zahllosen Vereine in Berlin hat sich neuerdings, und zwar unter den Beamten des Post- und Telegraphenamtes „Börse" ein „Crystall-Wasser-Verein" konstituirt, der den Zweck verfolgt, seine Mitglieder während der Dienststunden mit gutem, kühlen Trinkwasser zu versorgen. Aus den Statuten dieses originellen Vereins heben wir Folgendes hervor: Das Wasser wird aus dem am Lustgarten befindlichen Brunnen beschafft. Für die Beschaffung eines Krueges Wasser pro Tag werden einem Vereinsboten monatlich 3 Mark bewilligt, bei Mehrbedarf wird jeder fernere Krug mit 10 Pf. bezahlt. Jedes Mitglied zahlt monatlich 10 Pf. Beitrag. Nichtmitglieder sind von dem Genusse des Wassers nicht ausgeschlossen, dieselben haben jedoch für jedes gewöhnliche Glas 2 Pf. an den Verwaltungsrath zu zahlen, halbe Portionen kosten 1 Pf. Zur Verwaltung des Vereins ist ein Verwaltungs-, ein Aufsichts- und ein Prüfungsrath gewählt. Am Schlusse jeder Vereinsperiode soll ein Bankett stattfinden, bei dem die Mitglieder unentgeldlich mit Wasser erquickt werden. — Ben Akiba's Behauptung, daß Alles schon dagewesen, scheint durch diesen neuesten Verein abermals ein Dementi zu erfahren.

— Paris hat seinen stärksten Esser verloren. Alfred Mouchet war ein langer, trockener Gefelle, mit ungeheuren Händen und Füßen. Als Trotteur der Händler auf dem Pferdemarkt verdiente er 5 bis 6 Franken den Tag. Mouchet vermochte sich mit diesem Einkommen kaum vor dem Hungertode zu schützen. Oft wurden Wetten eingegangen, oder es fanden sich Liebhaber, die ihn essen sehen wollten und für ihn ein „kleines Frühstück" bezahlten, das aus einem Truthahn, einem Hammelstück von 6 bis 7 Pfund, einem Pfund Käse, mehreren Pfund Brod und einem Eimer (10 bis 12 Liter) Wein bestand. Die Fremdenführer führten ihm öfters Neugierige zu, darunter einmal einen Engländer, der eine Wette gegen Mouchet einging. Der Engländer brachte aus Deutschland oder Oesterreich einen gewissen Hans Dietrich herbei, um Mouchet im Essen zu übertreffen. Die beiden Gegner arbeiteten über zwei Stunden ununterbrochen fort; Dietrich erklärte sich überwunden, er hatte acht Pfund Hammelkeule und eben so viel Geflügel in seinen Magen geschickt. Mouchet starb an Magenbeschwerden, die er sich durch ein kleines Nothfrühstück zugezogen.